

## GESTORBEN

**Rosel Zech**, 69. Auf der Bühne wie auf der Leinwand hat sie in den siebziger und achtziger Jahren glänzende Erfolge gefeiert, und doch ist daraus nicht der große Bogen entstanden, den man Karriere nennt. Dazu war sie, die dickköpfige Tochter eines Berliner Binnenschiffers, zu sehr auf Unabhängigkeit bedacht, auf Distanz zur Kantinen-Intimität eines Ensembles. Niemals ein Star, doch eine Person ganz für sich, eigentlich bodenständig, wie es die Schreibweise ihre Vornamens betonte. Sie konnte sich mit dem Glamour preußisch-nordischer Arroganz wappnen, etwa als Hedda Gabler in Peter Zadeks vielgefeierter Bochumer Ibsen-Inszenierung von 1977 oder in ihrer alles überragenden Filmrolle als Ufa-Diva in Rainer Werner Fassbinders „Die Sehnsucht der Veronika



MARG SCHULTZ-GOULON / T&T

Voss“ 1982 – doch in der einen wie in der anderen Figur brach ein selbstzerstörerischer Furor die noble Haltung: die dunkle Leidenschaft einer Kamikaze-Frau, die sie zum ersten Mal wohl als Kleists Penthesilea unter der Regie von Klaus Michael Grüber (in Stuttgart 1970) entfesselt hat. Etwa ein Jahrzehnt lang gehörte Rosel Zech neben Ulrich Wildgruber, Hermann Laue und Eva Mattes zum unentbehrlichen Kern der Zadek-Truppe in Bochum und Hamburg, wo auch ihre vitale Komödienlust zum Zuge kam, bei Oscar Wilde, Alan Ayckbourn oder in Molières „Menschenfeind“. Später wollte sie sich wohl nie mehr fest an eine Bühne binden: große Auftritte mit Tschechow in Berlin, mit Schiller in München, mit O'Neill in Wien, doch ein Leben für sich. Auch dem Fassbinder-Clan fühlte sie sich nicht zugehörig, obwohl sie den charismatischen Regisseur für das „einzige Genie“ hielt, das ihr je begegnet sei. In jenem Alter aber, wo die Hauptrollen rar werden, hat Zech in der TV-Serie „Um Himmels Willen“ in der Rolle der „Mutter Oberin“ an der Seite von Fritz Wepper eine Popularität gewonnen, die sie geradezu überwältigte, die ihrem Wesen aber entsprach: hinter aller Herzlichkeit eine unüberwindbare Distanz. Rosel Zech starb am 31. August in Berlin an Krebs.

**David Edwards**, 96. Der Gitarrist und Sänger war einer der letzten Vertreter des Delta-Blues – der wohl einflussreichsten Musik des vergangenen Jahrhunderts, die in fast allen Spielarten von Rock und Pop Spuren hinterlassen hat. Der in Mississippi geborene Sohn von Pachtfarmern verließ schon in jungen Jahren sein Zuhause, um mit Musikern durch die Lande



VALERIE MAGON / RFP

zu ziehen. Dabei lernte er den sagenumwobenen Bluesmann Robert Johnson kennen und spielte mit ihm in den Kaskaden des amerikanischen Südens. 1942 machte „Honeyboy“ – wie er genannt wurde – seine ersten Aufnahmen und ging Anfang der fünfziger Jahre nach Chicago. Wie so viele Bluesmusiker lebte er von Aushilfsjobs und spielte nachts in den Clubs. Noch mit über neunzig gab die „wandelnde Jukebox des Blues“ um die hundert Shows pro Jahr, sein letztes Konzert fand im April statt. David Edwards starb am 29. August in Chicago.

**Wolfgang Lauth**, 80. Geradezu exemplarisch verkörperte der gebürtige Ludwigshafener die erste Generation des deutschen Nachkriegs-Jazz, die einen kulturellen Neuanfang wagte. Sein Schlüsselereignis hatte der junge Musikstudent 1952, als er den afroamerikanischen Pianisten Jimmy Bunn kennenlernte, der ihm den Bebop näherbrachte. Zwei Jahre später gründete Lauth ein eigenes Quartett. Beim Deutschen Jazz Festival in Frankfurt 1955 wurden seine Kompositionen, bei denen



ARCHIV FRIEDRICH / INTERFOTO

Klavier und Gitarre in sehr eigenwilliger Art polyphon geführt wurden, begeistert aufgenommen und brachten ihm einen Plattenvertrag ein. Die Fusion aus Bebop und Barock, die seine Liebe zur Alten Musik dokumentierte, trug Lauth auch auf seiner erfolgreichen Tournee mit dem Jazzkritiker und -produzenten Joachim Ernst Berendt vor. Statt amerikanische Standards zu spielen, spezialisierte sich der „Jazzmusiker des Jahres“ (1955 und 1956) auf Originalkompositionen, aber auch deutsche Operetten- und Schlagermelodien („Kauf Dir einen bunten Luftballon“). In den Sechzigern schuf er drei vielbeachtete Ballettkompositionen für das Nationaltheater Mannheim. Später arbeitete er für verschiedene Radiosender. Wolfgang Lauth starb am 30. August in Mannheim.